

Micaela Grohé

Dorothee Barth

Neu im AfS-Vorstand



Ihr Blick ist ernsthaft und verschmitzt zugleich. Sie spricht ruhig und konzentriert. Aber die roten Haare lassen noch mehr Temperament vermuten.

Biografie

Dorothee Barth (40) ist in Moers am Niederrhein in einer Familie aufgewachsen, die seit mehreren Generationen Lehrerinnen und Lehrer hervorbrachte. Als Achtjährige sang sie im Kinderchor und bekam Klavierunterricht beim Nachbarn, denn „ein Klavier war da“. Ihre Ambitionen mit Sofakissen und Federballschläger „Geige“ zu spielen, blieben unbeachtet. Ihr älterer Bruder betätigte sich seit der Pubertät als Rockmusiker und wurde – wie der Vater – Historiker; während für sie selbst „schon immer klar war“, dass sie später Musik studieren würde.

Zunächst wurde der Nachbar Leiter der Niederrheinischen Musikschule Duisburg. Er vertraute sie dort einem Kollegen an, einem Arrau-Schüler aus Montevideo, „ein Freak“, der gerade in Paris mit einer Tänzerin seine Erbschaft durchgebracht hatte. Auf die Frage, ob dieser Mensch ihr nicht wie ein Exot

vorgekommen sei, schüttelt sie nur den Kopf: „Ich war ja immer total brav. Der Lehrer war eben der Lehrer. Aber er hat mir viel Freiheit gelassen und versucht, eine gute Saat zu säen, auf der sich meine musikalische Persönlichkeit entwickeln konnte. Das war andererseits vielleicht auch der Grund dafür, dass ich keine Pianistin wurde. Zu wenig Druck.“

Der Rhein wurde zur Grenze zwischen zwei getrennten Welten: die Klassik-Welt der Musikschule, wo später noch Cello, Musiktheorie, Gehörbildung, Chor und Orchester dazukamen, und die Welt in Moers mit den Freunden, die Rockmusik hörten und „ganz anders drauf“ waren. Doch es ist kein schmerzhafter Spagat, sondern es sind bis heute zwei wichtige Seiten des Lebens, die sie in sich in Einklang bringt.

Studium

Nach erfolglosen Versuchen, die Aufnahmeprüfung für Privatmusik zu bestehen, schreibt sie sich in Köln für Musikwissenschaft ein und bereitet sich neuerlich auf eine Aufnahmeprüfung vor. Dass sie schließlich Schulmusik in

Berlin studiert, erscheint ihr heute als Zufall, weil sie „spontan Schulmusik angekreuzt“ habe, ohne wirklich einen Entschluss gefasst zu haben. „Die Aufnahmeprüfung war so schön, dass ich gleich in Berlin geblieben bin.“ Während des Studiums lebt sie in Kreuzberg und genießt es, endlich zu machen, was sie will. Sie bezeichnet diese Zeit als eine der schönsten in ihrem Leben.

Wieder pendelt sie zwischen zwei Polen: Hochschule und Freundeskreis. Letzterer engagierte sich im „Kapitalkurs“ oder der „Nicaragua-Gruppe“ und hatte weder mit der Hochschule noch mit Musik etwas zu tun.

Eine Zeitlang legt sie den Schwerpunkt auf die künstlerische Ausbildung, „bis klar war, dass das Klavierspielen ein lebenswichtiges Hobby bleibt und nicht auf einen Beruf zielt.“ Sie gibt seit ihrer Schulzeit Klavierunterricht und fügt schließlich dem 1. Staatsexamen doch noch das Diplom für Musikerziehung an, denn „man sollte sich möglichst viele Wege offen halten.“

Das erste Praktikum (in Latein) beschert ihr ein klares Ziel: „Ich war überhaupt nicht nervös – nicht wie z. B.

bei Klaviervorspielen – da hatte ich drei Tage Lampenfieber. Vor der Klasse hatte ich meinen Ort, da habe mich wohl gefühlt.“

Auch das Referendariat an der Ernst-Abbe-Schule Berlin, einem Gymnasium im sozialen Brennpunkt, mit Stefan Gies als Mentor wird „eine ganz tolle Zeit“ mit Leistungskurs, szenischen Auführungen, Grieg-Projekt, einer Norwegenreise und einer vds-Bildungsreise in die Türkei. Das Interesse für interkulturelle Musikpädagogik ist geweckt.

Dresden - Hamburg

Da Berlin einen siebenjährigen Einstellungsstopp verhängt hat, bewirbt sich die frisch gebackene Lehrerin auf zwei Annoncen, die sie im Internet findet: bei der Uni Hamburg und bei einem Dresdner Gymnasium, von dem sie bereits am nächsten Tag eine Zusage erhält.

Befragt nach schlimmsten und schönsten Schul-Erlebnissen, beschreibt sie Unterrichtsstunden während des Referendariats, „wo ich mich nur noch über OH-Folie verständlich machen konnte – in einer 7. Klasse. Es war die erste Unterrichtsstunde für mich und für die Schüler die erste Stunde an der neuen Schule. Da ging einfach gar nichts mehr.“

Die besten Erinnerungen hat sie an die Schülerinnen und Schüler in Heidenau bei Dresden, die „kreativ und sehr diszipliniert waren. Man konnte mit neunten Klassen dreistimmig singen und obwohl die Schüler im Unterricht nach wie vor viel auswendig lernen mussten, entwickelten sie großes schöpferisches Potential und komponierten sogar. Sie waren sehr interessiert und haben viel auf die Beine gestellt.“

Ein halbes Jahr später bietet ihr Prof. H. J. Kaiser eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin in Hamburg an, die sie nach einem Jahr Unterrichtspraxis in Dresden antritt und wo sie schließlich mehrere Jahre am Pädagogischen Institut im Bereich Musikpädagogik arbeitet.

An der Uni empfindet sie den starken Kontrast zum Schulalltag: Ihr Doktorvater nimmt sie zu Tagungen und Kongressen mit, sie nimmt an Debatten teil, lernt Leute kennen, deren Bücher sie

gelesen hat – das Ganze „war wie ein Tempel, in den ich hinein durfte.“ Geblieben sind die Freude und das Interesse an der Zusammenarbeit mit anderen, der Austausch, das Eintreten für musikpädagogische Belange sowie die Erkenntnis, dass im Tempel auch nur Menschen mit ihren persönlichen Stärken und Schwächen leben.

Heute

Inzwischen hat sie „Mann, Kind und Reihenhäuser“ und unterrichtet nach Auslaufen der Uni-Stelle an einem Gymnasium in Hamburg-Altona Schüler aus vielen verschiedenen Kulturen. Sie muss feststellen, dass sie mit Unterrichtsinhalten und – methoden, die in Dresden zu guten Erfolgen führten, in Altona scheitert. So gilt es, immer wieder Neues auszuprobieren. Nebenher ist sie Referentin bei Lehrer-Fortbildungen, Mitautorin bei Volk und Wissen („Dreiklang“) und schreibt an ihrer Doktorarbeit über den „Kulturbegriff in der interkulturellen Musikpädagogik“, deren theoriegeleitete Überlegungen fundierte Ideen für die Praxis liefern sollen.

Das Bild der Rheinbrücke erscheint zunehmend als Metapher. Immer wieder gilt Dorothee Barths Interesse der Verknüpfung getrennter Bereiche, deren Vertreter nicht zusammen arbeiten, obwohl sie beide Nutzen daraus ziehen könnten: verschiedene Kulturen, Schule und Hochschule, Wissenschaft und Praxis.

Gefragt nach Vorbildern, nennt sie nach längerem Überlegen „Versatzstücke“: Energie von Micaela Grohé, methodische Kompetenz von Meinhard Ahnson, Charisma von Christoph Schönherr, (Alters-)weisheit von Heinz Antholz, Schlagfertigkeit von Harald Schmidt, Kind und Karriere vereinbaren wie Ursula von der Leyen und Musik machen wie tja, da ginge dann alles von vorne los: Geigen wie Gidon Kremer ...

Ihre Einschätzung der Lage ist zukunftsorientiert: Sie sieht, dass die Bedingungen an den Schulen immer schlechter und damit immer härter werden, aber letztlich sei das in allen Berufen so. Man müsse nach Möglichkeiten suchen, um Musik an der Schule zu gestalten, zum Beispiel nach außerschulischen Kooperationspartnern suchen.

Geistige und geistliche Genüsse zu Weihnachten.



An ihrem eigenen Unterricht ist ihr wichtig, dass er produktorientiert ist. Auf die Frage nach ihren Zukunftsplänen, Wünschen und Projekten spricht sie zuerst von ihrer neuen Aufgabe im AfS-Vorstand, dass sie den neuen Gestaltungsspielraum konstruktiv nutzen möchte. „Außerdem möchte ich so lange Lehrerin sein, bis ich das Gefühl habe, es nicht mehr gerne zu sein – vielleicht mit 41, vielleicht nie.“ Dann möchte sie die Möglichkeit haben, etwas anderes zu machen.

In nächster Zukunft steht die Einreichung der Doktorarbeit an, aber auch der Wunsch, neue Forschungsfragen zu bearbeiten, z.B. die Frage, wie sich die

Lernergebnisse von Musikunterricht evaluieren lassen, was Schüler im Musikunterricht gelernt haben. Auch hier sieht sie ihre Aufgabe in der Vermittlung zwischen Theorie und Praxis.

AfS-Mitglied ist sie vor 10 Jahren bei einem Berliner Kongress geworden, von dem sie „randvoll nach Hause kam.“ Sie war begeistert davon, auf „lauter Gleichgesinnte“ zu treffen, schätzt den Zusammenhalt und die familiäre Atmosphäre trotz der Größe des Verbands. Seit dem Nürnberger AfS-Kongress ist sie Mitglied des Geschäftsführenden Vorstands, in dem sie sich vor allem um die Pressearbeit kümmern wird.



Auf die Pressearbeit beim AfS bereitete sich Dorothee (4) schon sehr früh vor.

Interkultureller Musikunterricht – ein Praxisbeispiel

Komposition eines Klassensongs

In meinen Überlegungen für eine interkulturell orientierte Musikpädagogik ist folgender Gedanke zentral: Wenn man die verschiedenen Musikkulturen der Kinder und Jugendlichen thematisieren möchte, die im Klassenzimmer tatsächlich anwesend sind, darf man nicht mit vorgefertigten Materialien oder Einstellungen beginnen, sondern muss erst vorsichtig herausfinden, mit welcher Kultur oder Musikkultur sich die Schülerinnen und Schüler selbst identifizieren. Denn jeder, der an einer multikulturellen Schule unterrichtet, kann beobachten, dass die in der Presse transportierten Vorurteile und Ethnisierungen

im Alltag nicht immer zutreffen. Daher halte ich es für eine gute Idee, mit der Klasse einen Klassensong zu schreiben, der das Lebensgefühl und die Identität „dieser, unserer Klasse“ wiedergibt. Mit jungen Schülern kann man Musik aussuchen und dazu einen neuen Text entwerfen, mit älteren die Musik auch selbst komponieren.

Ähnlich bin ich im letzten Jahr in einem Oberstufenkurs Musik vorgegangen, nur dass wir keinen Klassensong, sondern eine „Schulhymne“ komponiert haben. Ein Schüler produzierte die Beats am Computer, sechs weitere Schüler rappten, den Refrain sang der Schulchor. Später führten wir die Hymne auch mit live gespielten Instrumenten (Gitarren, Keyboards, Percussion)

auf. Wichtig war, dass ein an meiner Schule eher seltener Funke übersprang: Die Schüler identifizierten sich mit dem Projekt, coole Altonaer Rapper brachten sogar ihre megacoolen Freunde mit in die Schule (was sonst undenkbar wäre). Den sauren Apfel, in den ich beißen musste: Meine Änderungsvorschläge zu Text und Musik waren eben Vorschläge und wurden häufig nicht angenommen. Aber das gehört dazu.

Die Hymne beginnt mit einer kurzen Einleitung auf der Baglama (Langhalslaute). Die erste Strophe wird von Babak gerappt (deutsch-persisch), Dilan (deutsch-kurdisch) und Elli (deutsch) „supporten“. Die zweite Strophe rappt Kevin (deutsch-irisch), die 3. Strophe Tobi (sehr norddeutsch).



Das Einbringen eigener kultureller Besonderheiten ermöglicht eine bessere Identifikation im Schulalltag. (Fotos: Bettina Neumann)



Gymnasium Altona (Auszug)

1. Selam, merhaba, was geht und guten Tag!
Gymnasium Altona grüßt Euch und ist am Start.
Wir sind multikulti seit dem allerersten Tag.
Rocken das Haus auch ohne Plattenvertrag.
In Zeiten von Gelaber über Integration
zeigen wir die multikulturelle Definition.
Wir haben eine derbe lange Tradition,
hier gibt es keinen Platz für Frustration.
Leute haben hier nun einmal Priorität,
und jeder weiß hier ganz genau, worum es eigentlich geht:
Vom Afghanener, bis zum Libanesen, Türken, Griechen und
Chinesen.
Alle sind dabei an unsrer coolen Schule;
egal, ob Schwarze, Weiße, Lesben oder Schwule.
Alle sind dabei in Hamburg Altona.
Weiter geht's mit dem Musikmassaka.

2. Bio und Mathe war mir wirklich immer ganz schön latte.
Frag mich, wie ich in der 5. Klasse 'ne zwei in Mathe hatte..
Helfen konnt' ich nie und Chemie konnt' ich auch nicht,
doch das ist nicht der Grund, warum der Lehrer immer auswich.
Ich fühlte mich sehr lausig, dachte diese Schule tausch ich,
doch ich riss mich krass am Riemen und dann lief alles sehr flauschig.
Gymnasium Altona, ich glaub, ich bleib für immer da.
Ich hab euch doch ins Herz geschlossen, na das ist doch wunderbar.
Hahaha, war nur'n Witz, jetzt ist alles aus.
Wir und die ganze Band rocken jetzt das Haus.
Hört alle gut zu, was wir euch heute hier zu bieten haben,
15 Punkte garantiert, natürlich auch im Plattenladen.
Dicke Rauchschwaden sind hier heut nicht gesucht,
und das hat auch seinen Grund. Wir brauchen
alle frische Luft: zum rocken und reimen, live und direkt aus Altona.
Wir bleiben immer fleißig, machen Musikmassaka.

Gym - na - sium Al - to - na, du Schu - le an der El - be ziem - lich
alt und doch mo - dern. Du nervst mich oft, doch ir - gend - wie hab' -
ich dich trotz-dem gern, denn du bist in Al - to - na das Gym - na - sium Al - to -
na, das Gym - na - sium Al - to - na.